Vor Kepler ging jedermann von der scheinbar selbstverständlichen Vorstellung aus, die Welt müsse sich im Auge aufrecht abbilden. Lindberg nennt das in einer treffenden Formulierung (S. 203): "... the implicit assumption that the image or species in the eye is *seen* rather than interpreted".

So weist Lindberg immer wieder auf wesentliche, bisher oft unbeachtet gebliebene Gesichtspunkte und Zusammenhänge hin. Er verbindet den größten Respekt vor den Quellen mit der Freude, seine eigene, wohlbegründete Sicht der Dinge zum Ausdruck zu bringen. Sein Buch gehört zu den eher seltenen Werken, die ein großes Thema der Wissenschaftsgeschichte souverän und zuverlässig darstellen.

Huldrych M. Koelbing

7. Erna Lesky, *Die Wiener medizinische Schule im 19. Jahrhundert*, 2. Auflage. Kommissionsverlag Hermann Böhlau Nachf., Graz/Köln 1978. 660 S., 110 Abb. Leinen Fr. 88.–.

Erna Leskys großes Werk war in den letzten Jahren nur noch in seiner englischen Version (Baltimore 1976) erhältlich; diese ist von Erwin H. Ackerknecht im *Gesnerus* (Jg. 35, 1978, S. 153f.) besprochen worden. Es ist hochofreulich, daß nun auch die deutsche Originalfassung von 1965 neu aufgelegt werden konnte. Frau Lesky schreibt ja ein Deutsch eigener Prägung, das Klarheit des Gedankens mit Fülle des Ausdrucks vereinigt; die besondere Schönheit ihrer Sprache läßt sich in irgendeiner Übersetzung nur andeutungsweise bewahren. Da «Die Wiener medizinische Schule» ein wissenschaftliches Meisterwerk und ein literarisches Kunstwerk zugleich ist, ist auch gegen den photomechanischen, also in Text und Bibliographie vollkommen unveränderten Nachdruck der 1. Auflage von 1965 nichts einzuwenden. Die Qualität der am Schluß des Bandes vereinigten Tafeln hat darunter etwas gelitten; aber die Bilder sind hier für mein Empfinden ohnehin nicht mehr als die willkommene Zugabe zu einem Text, der ihrer nicht bedarf, um lebendig und eindrucklich zu uns zu sprechen.

Unter den medizinischen Fakultäten deutscher Sprache war Wien im letzten Jahrhundert weitaus die größte. 1867 hatte sie einen Lehrkörper von 79 Dozenten (Zürich 13) und 1138 Studierende (Zürich ca. 100). Selbst in Berlin zählte man fünf Jahre später erst 404 Studierende der Medizin, während in Wien deren Zahl unaufhaltsam auf 2248 im Jahr 1885 anstieg. Erna Lesky spricht von einer «Monsterfakultät»; sie hatte mit ganz ähnlichen Schwierigkeiten zu ringen, wie sie sich uns heute stellen. (Eine Folge jenes Zustandes war schlechter Vorlesungsbesuch, selbst bei Billroth!)

Für die Entwicklung der wissenschaftlichen Medizin und der medizinischen Ausbildung im 19. Jahrhundert ist Wien somit ein besonders wichtiges Beispiel.

Erna Lesky stellt den Gang der Dinge dar, indem sie fächerweise die medizinischen Lehrer und Forscher Wiens vorstellt und zu Worte kommen läßt; sie beschreibt auch den organisatorischen Rahmen, in welchem sie jeweils wirkten. Damit sind zwei der großen Quellenbereiche angedeutet, die sie ausgeschöpft hat: «die Originalwerke der großen Arztpersönlichkeiten selbst» und die einschlägigen Archivalien. Dazu kommt die gewaltige Masse der biographischen Literatur – man staunt erneut über das riesige Pensum an Forschungsarbeit, das Frau Lesky sich setzte und das ja erst die Grundlage für den Aufbau ihrer Darstellung war, in welcher die Vielfalt der Persönlichkeiten und ihrer Strebungen ausgebreitet und doch zu einem Ganzen zusammengefaßt erscheinen.

Im Vordergrund stehen dabei immer die positiven Leistungen der besprochenen Männer, das Erfreuliche. Doch auch Beschränkung und Rückständigkeit werden als solche charakterisiert – auch sie gehören ja zum Leben einer medizinischen Fakultät als einer menschlichen Institution. In dem versöhnlichen Licht der von berechtigter, stolzer Anerkennung getragenen Gesamtdarstellung verschwinden gelegentlich Schatten, an denen kritische Zeitgenossen Anstoß nahmen. So hat beispielsweise Rudolf Virchow anno 1865 die 500-Jahrfeier der Wiener Hochschule zum Anlaß genommen, um in seinem *Archiv* gegen die seiner Meinung nach dort herrschende amtlich-klerikale Bevormundung des freien Denkens zu polemisieren, und der Jude Sigmund Freud spricht in einer Selbstdarstellung davon, wie er als 17jähriger Studienanfänger (1883) die Geringschätzung seiner deutschstämmigen Kommilitonen erfahren und ertragen lernen mußte. Auf solche mehr stimmungsmäßige Momente geht Frau Lesky nicht ein. Dagegen weist sie auf den viel weniger bekannten, für Freuds Entwicklung sehr wichtigen Umstand hin, daß die damalige Wiener Studienordnung mit ihrem äußersten Maß an Lernfreiheit – sie schrieb bloß 10 Wochenstunden vor! – den theoretischen Neigungen Freuds weitesten Spielraum gewährte.

Für diejenigen, die Erna Leskys Werk erst vom Hörensagen kennen sollten, erwähne ich, daß es sich in vier Hauptabschnitte gliedert. Zuerst wird die Situation um 1800 gezeichnet, darauf jedes Drittel des Jahrhunderts unter einem treffenden Kennwort geschildert: das Vegetieren der Wiener Medizin in der «Stift-Zeit» unter dem Fakultätsdirektorat des ganz auf Wiederherstellung des Alten bedachten Joseph Andreas Stift; das Aufblühen der «zweiten Wiener medizinischen Schule» zur Weltgeltung; das Heranwachsen Wiens zur großen internationalen Ausbildungsstätte in den jungen klinischen Spezialfächern. Dieser letzte Hauptabschnitt unter dem Titel «Neuer Spezialismus – Laboratorium und Experiment» nimmt über die Hälfte des Bandes ein und macht uns mit einer Periode vertraut, von der wir meist weniger wissen als von der vorangehenden

heroischen Zeit Rokitanskys und Skodas, Hebras und Semmelweis'. Fügen wir bei, daß Erna Lesky die Zahnheilkunde ebenso aufmerksam wie irgendeine andere Spezialität behandelt. Das letzte Kapitel ist der Medizinhistorik gewidmet. Es beginnt mit dem aus Sursee im Kt. Luzern stammenden Heinrich Ludwig Attenhofer (1783–1856), dem 1808 in Wien die Lehrerlaubnis für dieses Gebiet erteilt wurde, und schließt mit Max Neuburger (1868–1935), der 1914 das Institut für Geschichte der Medizin an der Universität Wien gründete. Frau Erna Lesky hat in unserer Zeit das Erbe Neuburgers gewahrt und glanzvoll gemehrt. Möge für sie jetzt, nach ihrer Emeritierung, ein tüchtiger Nachfolger gefunden werden! Ein so groß angelegtes, so solid und schön ausgeführtes Werk wie «Die Wiener medizinische Schule im 19. Jahrhundert» wird jedoch einem andern nicht leicht gelingen.

Huldrych M. Koelbing

8. Erna Lesky (Hrsg.), *Sozialmedizin – Entwicklung und Selbstverständnis* (Wege der Forschung, Bd. 273). Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1977. XII + 501 S. Fr. 86.–.

Die Herausgeberin hat hier 18 Arbeiten vereinigt, die die Erfassung der Sozialmedizin vom historischen Gesichtspunkte aus erlauben: Das ist um so notwendiger und verdienstvoller, als es sich bei der Sozialmedizin um ein nicht leicht abgrenzbares «Querschnittsfach» handelt. Der erste, historische Teil des Bandes reicht zeitlich von der Renaissance (Paracelsus, Agricola) über die Aufklärung (z.B. J.P. Frank) bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts (Virchow, die Sozialgesetzgebung Bismarcks). Der zweite Teil ist eher «programmatisch»; er zeigt die Begründung der Sozialhygiene (L. Teleky, A. Grotjahn, A. Fischer, M. Kantorowicz) um 1900 auf und läßt die «für die verschiedenen europäischen Großmächte signifikanten politischen, ökonomischen und sozialen Strukturen» hervortreten. Noch heute aber wird, wie die letzte, 1969 erschienene Arbeit des Bandes zeigt, um eine adäquate Definition des Begriffes «Sozialmedizin» und um seine (eventuelle!) Abgrenzung von der Sozialhygiene gerungen. Sehr schön kommt in diesem Buch die gewaltige Erweiterung des Aufgabenbereiches der Sozialmedizin seit den 1890er Jahren zum Ausdruck, als der Begriff «sozial» noch sehr eng gefaßt war. Eine Würdigung der einzelnen Beiträge verbietet sich im Rahmen einer kurzen Besprechung; lediglich Henry E. Sigerist soll erwähnt werden, der sich der Sozialmedizin als Medizinhistoriker näherte und der ein Engagement auf seine Schüler zu übertragen wußte. Wer den Zugang zu diesem Gebiet auf mehr emotionalem Wege sucht, wird sich von dem opfervollen Leben zweier Pioniere (L. Teleky, A. Grotjahn) beeindrucken lassen. Im ganzen ein sehr